

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt**

63 (15.8.1850)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 15. August 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

N<sup>o</sup>. 63.

## Die Ketterin Berlins.

Historische Erzählung von Carl v. Damiß.

1.

Es war am 4. November 1757, als ein ungewöhnliches Treiben die Gegend um Weisensfels belebte.

In banger Unruhe sah man die Bewohner der Stadt sowohl als die der Landschaft auf die Bewegung hin blicken, aber mit dem stolzen Gefühl der Sicherheit und Ueberzeugung, mit dem glücklichen Bewußtseyn der Kraft und Stärke schritten die Jünger des großen Ludwig, die Erben seines Ruhmes und Glanzes einher, und der Anstand ihres Wuchses, die Grazie ihres Wesens oder die Kühnheit ihrer Feuerblicke belehrte die Thüringer, daß sie es mit den Helden des linken Rheinufers zu thun hatten, mit den Helden des Westens, welche stolz auf die Thaten ihrer Väter, auf die glorreichen Verwüster von Mannheim, Worms, Speier und der gesammten Pfalz, jetzt daher gezogen kamen aus ihrem Heimathlande, den Geist der Aufklärung zu bekämpfen und den Mann des Jahrhunderts, den großen Friedrich, herabzustürzen von seiner Höhe.

In langen dichten Reihen marschirten die Franzosen auf allen Straßen, welche vom Rheine nach Berlin führten, heran, und ihr Feldherr hatte den lobenswerthen Plan entworfen, die preussische Hauptstadt zu nehmen, und so den Krieg mit einem Schlage zu beenden.

Hell glänzten die blankgeputzten Waffen der Infanterie und strahlender noch die der stattlichen Kürassiere in dem scheidenden Lichte der Herbstsonne; die Männer selbst aber ließen es sich dann bei den Land- und Stadtbewohnern gut schmecken, und was Küche und Keller nur irgend zu bieten vermochten, mußte bereitwillig herbeigebracht werden, die kriegerischen Gäste zu laben.

Aber es waren nicht die Franken allein, welche die Gegend mit Zagen erfüllten, denn weit gebieterischer und anmaßender als sie, traten die mit ihnen verbündeten deutschen Reichskontingente auf, und man hätte darauf schwören sollen, ein jeder Grenadier oder Musketier dieser deutschen Völker sei im Stande, mit starkem Arme die Macht Friedrichs zu brechen.

Jetzt schlug es Sechs, und die Generale, von ihrem Führer dazu eingeladen, setzten sich zu der reichgezierten und wohl arrangirten Tafel im großen Saale des alten landgräflichen Schlosses.

Der Glanz der Kerzen, welcher von den Zimmern dieses hoch auf der Felsen Spitze liegenden und Alles ringsumher beherrschenden Schlosses weit hinaus über die ganze Landschaft ihr zauberisches Farbenlicht ausstrahlte, war in der That großartig, war feenhaft, und man muß es den Franzosen lassen, daß sie in dieser Beziehung nicht nur alle anderen Völker der Erde übertreffen, sondern wirklich einzig und unerreichbar dastehen.

Am hundert Personen waren zu dem Diner geladen, und man hob eben das Glas, auf den Untergang Friedrichs und der Preußen überhaupt zu trinken, als Emilie von Belzig, des Gothaischen Commandanten Tochter, ein liebliches Mädchen von 17 oder 18 Jahren, mit einem ihrem Alter widersprechenden Ernste und großer Empfindlichkeit sagte: „Auf den Untergang eines Ehrenmannes wird wohl Niemand trinken, der selbst Anspruch auf Ehre machen will!“

Alles sah überrascht auf das kühne Mädchen, deren Vater vor Entsetzen sein Glas auf den Tisch fallen ließ und die Augen zum Himmel erhob.

Herr von Belzig war ein guter Mann, aber ein Mann, wie es so viele seines Gleichen giebt, ein Mann, der es jeder Zeit mit der stärkeren, mit der siegenden Partei hielt, und durch diese allgemeine Lebens- und Klugheitsmaßregel immer vorwärts in der Welt gekommen war.

Längst schon hatte er deshalb an der von seiner Ehegattin geleiteten Erziehung der Tochter ein Vergerniß genommen, und bei verschiedenen Gelegenheiten erklärt: Emilie, mit ihrem geraden offenen Wesen, mit ihrem Herzen voll Liebe und Mitgefühl für alles Schöne und Edle, mit ihrer Sorge, das Gute zu unterstützen und das Böse zu fliehen, mit ihrer durchaus unpolitischen Aufrichtigkeit endlich, in welcher sie ohne Weiteres Alles verdammt, das ihr zuwider war — sei ganz aus der Art geschlagen, und man vermiste bei ihr das edle Belziger Blut, das seit tausend Jahren in den Adern seiner Vorfahren gerollt und stets zum Ziele geführt habe.

Emilie ließ sich eben so wenig durch des Vaters Mißbilligung, als durch die kriegerischen und hofmännischen Gesichter der Franzosen aus ihrem Geleise bringen und als der Prinz Soubise, des Heeres oberster General und Feldherr, sie mit spöttischem Lächeln zu messen begann, erglühte sie in edlem Unwillen und sagte nicht ohne Bitterkeit:

„Der Krieger mag in der Erfüllung seiner Berufspflicht die Seligkeit seines Lebens finden, und deshalb immerhin wünschen, sich mit dem Siegeslorbeer gekrönt zu sehen, aber — er vergesse sich in diesem Wunsche nicht; der edle Mann, wenn auch sein Feind, sei ihm stets heilig, und er entwürdigte sich nicht selbst durch unedle Formen!“

„Bei Gott, Mademoiselle!“ — rief der Prinz ironisch, — „es muß uns Allen interessant seyn, hier eine so erfahrene Ketterin des guten Tons zu finden. Sein Sie versichert, daß Sie gelehrige Schüler haben sollen.“

„Man sagt uns,“ — erwiderte Emilie, hierdurch verletzt, „der gute Ton komme aus Paris. Ich kann davon nicht mit sprechen, da ich niemals dort war, glaube indes, daß zwischen gutem und richtigem Ton noch ein Unterschied sei. Jenen — mögen Ludwigs Hoffschranzen andeuten, diesen giebt das Herz. Jenem zu huldigen, mag der Vorzug der Franzosen seyn, diesen wie ein Heiligthum zu bewahren, sei der Deutschen Stolz!“

„Sie haben gewiß schon mehreren Kriegszügen beigewohnt, holde Jungfrau?“ fragte lächelnd der Feldherr, und alle Anwesenden lächelten spöttisch mit ihm.

„Nein,“ mein Herr?“ — sagte Emilie schnell — „aber ich habe Manches über diesen Gegenstand gelesen, und war jedesmal entzückt, wenn ich Ihrer Thaten darin Erwähnung fand. Ihre letzte Trophäe, vor drei Wochen in Gotha, scheint mir schon der Bürge zu seyn für des großen Friedrich Untergang!“

Hier stand sie auf, verneigte sich, und ging eilig zum Saale hinaus. Der Prinz lachte nun aber nicht mehr, und so sehr sich einige Höflinge auch mühten, das Gespräch wieder lebhaft zu machen, so war es doch für heute mit der Laune der gesammten Tischgesellschaft vorüber.

Die letzte Heldenthat des Prinzen Soubise, eines Günstlings der königlichen Maitresse und eines durchaus unerfahrenen und weichlichen jungen Menschen, der besser zum Kammerjunger, als zum Oberbefehlshaber einer Armee getaugt hätte, diese

That also, welche das Fräulein ihm so naiv ins Gedächtniß zurückzurufen bemüht war, hatte ihm bereits den Hohn ganz Thüringens zugezogen. — Soubise quartirte sich nämlich mit seinem Stabe in Gotha ein. Da ließ die Herzogin, Friedrichs Verehrerin, dem Könige von der Anwesenheit des Prinzen Nachricht geben; ein ehrlicher Thüringer Bauer trug jene Mittheilung, wie man sagte, in einem hohlen Zahne zur preussischen Armee, und Friedrich schickte sogleich den General Seibitz mit 1500 Reitern hinüber, dem französischen General seine Aufwartung zu machen.

Soubise hatte eben die Generalität zu einem Schmause auf das Schloß geladen, und man setzte sich heiter und fröhlich zur Tafel, als plötzlich der Schreckensruf: „Die Preußen kommen! die Preußen sind da!“ ertönte, und der Prinz nun der Erste war, der in größter Eile aufsprang, Alles im Stich ließ, und ohne Hut und Degen davon lief. Seine Generale folgten ihm. Die Franzosen waren 8000 Mann stark in Gotha, aber sie wagten gegen die 1500 Preußen keinen Widerstand, und Seibitz setzte sich lachend an die dampfende Tafel der Feinde und ließ sich mit seinen Offizieren die Pariser Leckerbissen wohl schmecken.

Den größten Schmerz verursachte dem französischen Feldherrn der Verlust seiner schönen Küche, seiner Köche, Friseur, Komödianten und anderer ähnlicher für den Zeitvertreib, Puz und Magen berechneten Schöngeistler.

Diese Kriegsverlegenheit war die erste, welche den Prinzen in seinem Leben betroffen; früher hatte er keinen Feind gesehen, und an diesen seinen Ruhm erinnerte ihn also boshaft das kühne Mädchen und verbitterte ihm und seinen Generalen dadurch die Freuden der Tafel.

Als man sich erhob und dem Commandanten manches Unangenehme über den Vorwitz seiner Tochter sagte, eilte dieser höchst aufgebracht hinab in Emilie's Zimmer, um sich gegen sie väterlich ernst und militairisch streng auszusprechen, aber — das Fräulein war nicht dort und war nirgends zu finden, wo man sie auch suchen mochte. — (Fortsetzung folgt.)

### An Deutschland.

Traust du noch dem Wolf im Schafpelz? noch der frommen Mien' und Kleidung?  
 Vaterland, an deine Thüre klopft die Stunde der Entscheidung!  
 Und du spürst das Gewitter, denn der Blitz hat eingeschlagen:  
 Wirft du, Vaterland, noch länger sicher fortzuträumen wagen?  
 Russenplan ist längst gezeichnet, Russenschwert ist längst geschliffen —  
 Und als seiner Knechte einer hat der Däne zugegriffen!  
 Schleswig-Holstein, Schleswig-Holstein! — Letztes Bollwerk  
 deutscher Freiheit,  
 Deutscher Sitte, deutscher Zunge — steh' der Welt für diese Dreieit!  
 Stehe! daß der Völker bestes nicht verschwinde von der Erde,  
 Nicht im Buch der Weltgeschichte Deutschland ausgestrichen werde!  
 Schleswig-Holstein's Söhne bluten, abzuwenden Schmach und  
 Rettung,  
 Schleswig-Holstein's Söhne fallen für des Vaterlandes Rettung,  
 Das zerrissen in sich selber tiefster Ohnmacht Beute wurde  
 Und schon morgen schlummert wieder, wenn erweckt es heute wurde.  
 Deutschland, auf! an deine Thüre klopft die Stunde der  
 Entscheidung,  
 Und in Ewigkeit zum Sklaven macht die fern're Kampfesmeidung.  
 Auf! steh' auf! — daß deinem Grimme der Barbaren Horden  
 weichen;  
 Schirme deutsche Sitt' und Sprache vor des Russen Todesstreich!  
 Schirm' in deutscher Sitt' und Sprache du die allgemeine Bildung:  
 Schütze dich vor den Bandalen und die Welt vor der Verwilderung;  
 Daß der Räuber nie zerstöre, was zumeist nur deine Gabe!  
 Ach, von deinem Sterbebette trüg' er die Kultur zu Grabe!  
 Herz Europa's! Herz Europa's! hebe dich aus der Erstarrung!  
 Fühlst du nicht in allen Pulsen frischen Bluts Entgegenharrung?

Schlage wieder, warmes Leben treibe durch die frankten Glieder;  
 Daß Europa ganz gesunde, Herz Europa's, schlage wieder!  
 Russenplan ist längst gezeichnet, Russenschwert ist längst geschliffen —  
 Und als seiner Knechte einer hat der Däne zugegriffen!

Hermann Rothc.

### Nus Polen.

Die „Gränzbotten“ bringen einen ausführlichen und sehr anziehenden Bericht über das Findelhaus „Kindlein Jesu“ in Warschau, dem wir Nachstehendes entnehmen: „Die Aushebung der in früheren Jahren stattgehabten erschwerenden Umstände bei der Aufnahme von Findelkindern hat ein ungeheures Zunehmen der Ablieferung, ja auch der Geburten unehelicher Kinder hervorgerufen. Vom Jahre 1819 bis 1830 hatte das Findelhaus im Durchschnitt jährlich 280, vom Jahre 1832 bis 1839 durchschnittlich 315, vom Jahre 1840 bis 1846 aber im Durchschnitt 790 Kinder erhalten, und von 1840 bis 1846 hatte die Steigerung jährlich 11 Procent betragen.“

Betrachtet man die Verhältnisse, in welchen die Freudenhäuser zum Polizeiwesen stehen, wie die Polizei gestattet, daß die 340 Kaffeehäuser zugleich Freudenhäuser sind und sich die Bordelle täglich vermehren; betrachtet man die skandalösen polizeilichen Begünstigungen der Maitressenwirtschaft, die polizeiliche Schutzlosigkeit der Ehrechten und vieles Andere, so ist es schwer, sich den Verdacht fern zu halten, daß die Regierung recht geflissentlich die Sittlichkeit in Polen veringern hilft, um die neuen polnischen Geschlechter ihres Markes zu berauben.

Das Wachstum der Volkszahl ist allerdings ein Grund zur völligen Freiebung des Findelhauses gewesen. Ein anderer Grund aber ist der, die polnischen Findelknaben zur Verächtlichmachung der polnischen Nationalität zu gebrauchen. Seit nämlich die Anstalt und mit ihr die Zöglinge ein Eigenthum der russischen Krone geworden, dürfen die Knaben nicht mehr in polnischen Werkstätten untergebracht und nach Erlangung eines Lehrbriefes frei gegeben, sondern müssen, sobald sie ihr achttes Lebensjahr und die nöthige körperliche Tüchtigkeit erlangt haben, in das Innere Russlands transportirt werden. Hier werden sie in Militärschulen vertheilt, lernen russische Sprache und Sitte, nehmen die griechische Religion an, werden in alle dem besten durch einen fünf- und zwanzigjährigen Soldatendienst confirmirt, und kehren als geborene Polen in ihr Vaterland zurück. Welchen vernichtenden Einfluß auf die polnische Nationalität diese geborenen, vollkommen in Russen verwandelten Polen im Umgange mit ihren Landesbrüdern ausüben, ist wohl denkbar.

Die Zahl der Knaben, welche durch das Findelhaus alljährlich nach Rußland gebracht werden, beläuft sich auf etwa vierhundert, und die Zahl der russifizirten Polen, welche nun bald alljährlich regelmäßig zu Erziehung ihres Volkes in ihr Vaterland zurückkommen werden, wird ungefähr auf die Hälfte anzuschlagen seyn. Die Hälfte der Kinder dürfte umkommen oder sich in Rußland verlieren.

Die Polen freuen sich über die Bequemlichkeit, die man ihrer schlechtesten Leidenschaft gewährt, ohne zu begreifen, wie bei dieser Freiheit ihre edelste Leidenschaft beeinträchtigt wird. Die russische Regierung freut sich natürlich auch über die vielen Wege, welche sie sich geebnet hat, um Polen zu russifiziren. Allein in diesem Falle dürfte ihr es leicht gehen wie dem Gärtner, der Giftsaamen in die Pflanzung seines Nachbarn warf und sich dabei selbst vergiftete. Diese vielen Polen in der russischen Armee, in allen Militär-Anstalten des Landes, deren Demoralisation ziemlich sicher, deren russischer Patriotismus aber sehr zweifelhaft ist, erscheinen auch Russen von Urtheil und Vaterlandsliebe als eine Gefahr, welche im Augenblick unbedeutend ist, bei irgend einer Krisis verderbliche Macht gegen das jezige Rußland gewinnen wird.“

### Ein deutscher Bart in Rußland.

Die „Grenzboten“ bringen unter andern interessanten Mittheilungen über die russische Polizei auch die nachfolgende eines deutschen Reisenden:

Als ich den ersten Schritt über die Grenze des Königreichs Polen gethan und über die Schwelle eines deutschen Gasthauses geschritten war, frug mich der Wirth: „Sind Sie aus dem Königreiche, oder kommen Sie erst herein?“ „Ich komme herein,“ antwortete ich. „Zum ersten Male?“ — „Allerdings zum ersten Male?“ „Dann,“ versetzte der Wirth, „erlaube ich mir Ihnen einen Rath zu ertheilen: hüten Sie sich über politische Dinge zu sprechen, und thun Sie es um Gotteswillen dann niemals, wenn irgend eine fremde Person gegenwärtig ist.“ Ich zog lachend weiter. Als ich in dem elenden Gasthause in Lurek ankam, ich habe mir zwar Polen so patriarchalisch, als ich es beim ersten Anblick gefunden, nicht gedacht, aber es gefalle mir doch ganz gut, bemerkte lächelnd der Wirth, ein Pole: „Nehmen Sie sich nur ja in Acht, Ihr Gefallen und Mißfallen zu ungenirt zu äußern.“ Wieder zog ich unbesorgt weiter. Der alte Schweizerbäcker in Kutno, ein treuherziges deutsches Wesen, bei dem ich mit stäubigen Samaschen Kaffee trank, zog mich, als er hörte, daß ich aus Deutschland komme, auf die Seite und gab mir die entsprechende, freundschaftliche Ermahnung: „Da Sie Polen noch nicht kennen, so halte ich es für eine Landsmannspflicht, Ihnen zu sagen, daß es das gefährlichste aller Länder sei und vor allen Dingen Jeder seine Zunge mit wahrer Todesangst zu bewachen hat — sprechen Sie ja niemals über den Kaiser, die Kaiserin, irgend einen Großfürsten, den Statthalter Paszkewitsch, irgend einen General, die Regierung, ein Amt u. s. w.; oder wenn Sie darüber sprechen, so loben Sie; unter jeder Bedingung loben Sie, wenn Sie einmal darüber sprechen wollen. Ueber die polnischen Interessen aber sprechen Sie um Himmelswillen gar nicht, denn bei denen wird nicht natürlich aufgefaßt, sondern gedeutet. Bei dieser Sache versteht man auch die „Blumensprache“ vor dem Criminalgericht.“ Auch dieser Redliche bekehrte mich nicht. Als ich in Warschau einen Kaufmann, an den ich empfohlen war, harmlos frug, wie sich in Polen das Volk seit der Revolution von 1848 unter der russischen Regierung fühle, versetzte er: „Still, still, werther Freund, über dergleichen befragen Sie mich nie! Meinem Bruder, meinem eigenen Weibe würde ich keine Antwort darauf geben. Wir leben hier nicht in Deutschland.“

Diese vier Warnungen des Schicksals, die mir auf dem Wege von Kalisch nach Warschau zu Theil wurden, machten mich doch bedenklich, ich versuchte sehr vorsichtig zu seyn und kam richtig, trotz kleiner Polizeiansechtungen mit Hülfe einiger Kubel und meines Passes bis in die Nähe von Moskau.

Das System der russischen Regierung, welches dem Volke die Ehre erweist, dasselbe als eine Gegenmacht, ein feindseliges und gewissermaßen teuflisches Wesen zu betrachten, hat auch außerhalb Polens geheime Wachtanstalten nöthig gemacht, welche desto mehr an Ausdehnung, Verbindung und Organisation zunehmen, je mehr die Befürchtung der Regierung, daß ihr System gemißbilligt werde, durch Kundgebungen gerechtfertigt wurde. In den Ostprovinzen ist das geheime Bewachungswesen der Vollkommenheit so nahe gebracht, daß sich kaum ein Mensch in seinem Hause rechts oder links drehen kann, ohne daß die Behörden, oder vielmehr eine gewisse Behörde davon wüßte. In Groß- und Kleinrußland ist die geheime Ueberwachung weniger ausgebildet, weil die geringe Bildung des Volkes die Haltung der Regierung weniger der Kritik unterwirft. Dort beschränkt sich die Bewachung fast nur auf die Gubernial- und andere Städte von vorzüglicher Bedeutung, z. B. solche, in welchem sich ein Gymnasium, eine Universität oder Fahrnischule befindet. Das Geheimbewachungswesen wird in Klein- und Großrußland von den Gouverneuren selbst geleitet und ist einer besondern Abtheilung ihrer „Bureaus,“ deren jedes seinen besondern Chef hat, zugetheilt. Je mehr die Gouvernien Mittelruß-

landes sich nach Osten entfernen, desto unbedeutender werden diese Anstalten, die persönliche Bekanntschaft mit Morgenröthe und aufgehender Sonne erhält dort offenbar eine gewisse Unschuld, doch ganz verschwindet die geheime Polizei nirgends — sie zeigt sich wenigstens in jeder bedeutenden Stadt. So klagte mir z. B. der Kaufmann B. . . . aus Drenburg, dessen Vater 1812 als Gefangener in Rußland zurückgeblieben war: „Wir wohnen hinter der asiatischen Grenze, unsere Genossenschaft ringsum, ja in der Stadt selbst, ist die roheste, fremdeste und einfältigste von der Welt, wir conspiriren wahrhaftig nicht, aber unsere Herren Gouverneure können es nicht unterlassen, uns zu belügen und zu behorchen, als ob wir die größten Politiker wären und als ob wir in unserm Obtscheigebirge, fern von der Welt, die für politische Ideen Sympathie empfindet, im Stande wären, diabolische Entwürfe auszuführen. Es ist eine schwache Seite der Herren, und je weniger sie erfahren, desto erpichter werden sie auf die Erfahrung unserer politischen Nichtswürdigkeit. Aber unsere Leute am Obtschei sind noch schlaumer als die Gouverneure. Sie thun ihnen den Poffen und conspiriren nie.“

Im südlichen Rußland dagegen besitzt die geheime Polizei wieder eine achtbare Größe, besonders auf den Odessa nahegelegenen Küstenstrichen des schwarzen Meeres und in dem an die Donaufürstenthümer grenzenden Bessarabien. Hier richtet sie ihre Sinne vorzüglich auf die Fremden, und verfolgt ihre Spuren mit schätzenswerther Energie. Kein Franzose oder Türke, Deutscher oder Engländer betritt mit visirtem Paß den Weg von Odessa nach dem Innern, ohne daß sein Name schon auf eine weite Strecke hin bei den Polizeiamtern angezeigt wäre, und ehe der reisende Fremdling die Städte seiner Tour nur mit dem Auge gefunden, stehen schon spärende Personen am Schlagbaume, die ihn erwarten und Tritt und Schritt beobachten. — In dem Innern des Reichs richtet sich natürlich die Spionerie weniger auf die Fremden als auf die Einheimischen. Demungeachtet bleiben die Reisenden im Innern Rußlands nicht unbeachtet, und ich selbst sollte das mit Schrecken erfahren.

Ich kenne nicht die Ansichten ihrer Leser über Kinn- und Backenbärte, genug, ich hatte einen. Ich habe ihn leider nicht mehr, und deshalb mag mir vergönnt seyn, den Verlorenen zu rühmen. Es war bei weitem nicht der schlechteste Bart, welcher in Deutschland im Winde rauscht, es war eine Märzerrungenschaft, seiner Größe nach, noch salonsfähig und nicht unverträglich mit weißer Cravatte. Arglos hatte ich ihn bis in das Innere von Rußland getragen, oft von Polizeibeamten angefahren, von Spionen sehnüchtig betrachtet. Endlich betrete ich den Bannkreis von Orel. Ich übergebe meinen Paß dem Hotelwirth, einem Deutschen, damit er ihn visiren lasse und bemerke höflich, daß ich den Paß bis zum andern Morgen wieder zu erhalten wünsche, darauf erwiederte der Wirth, so schnell werde es nicht gehen, denn der Herr Gouverneur pflege erst Erkundigung über die Reisenden einzuziehen. Allein bis zum Abend des nächsten Tages werde die Angelegenheit wohl beseitigt seyn; vergebens schickt der Wirth am andern Abend in das Bureau des Gouverneurs; der Paß ist noch nicht visirt; am zweiten Abend gibt der Bureauchef den Bescheid: der Gouverneur habe den Paß zu sich genommen. Der botenlaufende Kellner begibt sich nun zu dem Gouverneur und erhält den Bescheid: der Herr habe absichtlich den Paß an sich genommen, damit der Reisende persönlich vor ihm erscheine, er habe etwas mit ihm zu verhandeln. Ich gehe selbst zu dem Herrn General, werde angemeldet — ein stämmiger Herr, röthliche Nase und wässerige Augen, begrüßt mich herablassend mit den Worten: Mein Freund, ich habe sie veranlaßt, sich selbst Ihren Paß abzuholen, in der Erwartung, daß dies Ihnen eine Aufforderung sei, sich Ihren französischen Bart abnehmen zu lassen. — Der Sardan hatte Kundschafter gehabt, welche ihm meinem Bart ver-rathen hatten. —

Run bin ich ein sehr friedliebender Mensch, aber das Lä-

